

„Deutschland braucht Ihr Wort“

Rabindranath Tagore und seine Übersetzerin Helene Meyer-Franck

Martin Kämpchen

„Mein lieber Dichter, in all den letzten Jahren habe ich Ihnen schreiben wollen, aber dieser schreckliche Krieg hat es mir nicht erlaubt. Doch endlich kann ich hoffen, daß dieser Brief in Ihre Hände kommt. Viel lieber würde ich in meiner Muttersprache schreiben. Ihnen auf Englisch zu schreiben erscheint mir, als ginge ich in geborgten, schlecht sitzenden Kleidern auf ein Fest. Doch so ungeschickt ich auch erscheinen mag, ich kann mich von diesem Fest nicht länger fernhalten, denn mein Herz sehnt sich danach, Ihnen meinen Dank anzubieten für alles, was Sie mir gegeben haben, seitdem mein Gatte mir Ihre *Gitanjali*-Lieder gebracht hat.“ Diesen Brief schrieb Helene Meyer-Franck, eine in der Öffentlichkeit wenig bekannte Schullehrerin, am 18. Februar 1920 aus Wandsbek, einem Stadtteil von Hamburg (Kämpchen/Pal 1999, S. 25). Der „liebe Dichter“, an den sie diesen Brief richtete, war Rabindranath Tagore, der sieben Jahre vorher – 1913 – überraschend den Nobelpreis für Literatur erhalten hatte.

Die Gedichte und Lieder der Sammlung *Gitanjali* erschienen zuerst 1910 in Bengalisch, Tagores Muttersprache. Danach übertrug er selbst die Gedichte in rhythmisch-lyrische englische Prosa und veröffentlichte sie 1912 in London. Schon ein Jahr darauf und ausschließlich aufgrund dieses schmalen Bandes wurde Tagore der Nobelpreis verliehen – als erstem Asiaten, mehr: als erstem Vertreter eines Koloniallandes.

Die erste deutsche Übersetzung von *Gitanjali* verfasste Marie Luise Gothein, eine kultivierte Dame aus Heidelberg, die mit ihrer Familie dem George-Kreis angehörte. Kurt Wolff, damals einer der erfolgreichsten Verleger neuer Literatur in Deutschland, brachte zuerst *Gitanjali* und danach in rascher Folge sämtliche Gedichtbände Tagores heraus. Sobald sie – jeweils in Tagores eigener Übersetzung – in England erschienen, wurden sie auch ins Deutsche übersetzt. Tagores Popularität nahm zu. Nicht weniger als sechs verschiedene Übersetzer und Übersetzerinnen erhielten von dem Verleger Wolff den Auftrag, Tagore-Bücher zu übertragen. Erst ab 1918, als schon sieben übersetzte Bücher erschienen waren, wurde Helene Meyer-Franck um ihre Mitarbeit gebeten. Und die Zusammenarbeit mit Kurt Wolff geriet so erfolgreich, dass seitdem niemand außer ihr gebeten wurde, Tagores Werke zu übersetzen. Dankbar schrieb Helene Meyer-Franck an den Dichter:

„... die Stunden, die ich mit der Übersetzung [Ihrer Werke] verbringe, sind die glücklichsten meines Lebens, es sind die Stunden, in denen ich mich gesegnet fühle. Und glücklich sind auch solche Stunden, wenn ich meine Freunde versammle und ihnen Ihre Lieder, Theaterstücke und Essays vorlese.“ (Kämpchen/Pal 1999, S. 25, Brief 1, 18.2.1920).

Wenig ist über Helene Meyer-Francks Leben bekannt. Sie schrieb eine knappe Biographie ihres Ehemannes, den Literaturwissenschaftler Heinrich Meyer-Benfey; doch über sich selbst blieb sie stumm. Die kargen Einzelheiten über ihr Leben stammen von offiziellen Dokumenten, etwa vom Amt der Stadt Buxtehude, in der das Ehepaar zuletzt lebte, und aus ihren eigenen Briefen. Sie wurde 1873 in Schwerin geboren und besuchte vermutlich die Pädagogische Hochschule in Göttingen. Einer ihrer Lehrer dort war Heinrich Meyer-Benfey, ihr zukünftiger Ehemann. Sie heirateten 1906; im Jahr 1911 zogen sie nach Hamburg-Wandsbek. Sie unterrichtete an einem Gymnasium bis Ende 1920, dann verabschiedete sie sich vom Schuldienst. Dazu schrieb Helene Meyer-Franck: „Ich habe für diesen Winter meine Anstellung in der Schule aufgegeben, um meine ganze Zeit dieser Aufgabe [des Übersetzens] zu widmen.“ (Kämpchen/Pal 1999, S. 33, Brief 8 vom 14.11.1920).

Im Jahr 1936 zog das kinderlose Ehepaar nach Buxtehude in das Landhaus einer verstorbenen Freundin. Die Sturm-

wolken der Hitlerzeit brauten sich zusammen. Krieg lag in der Luft. Es war besser, einsam in einer kleinen Stadt zu leben, als in der Großstadt Hamburg. Tatsächlich überlebten sie den Krieg. Doch einige Monate nach dessen Ende starb Meyer-Benfey, und Helene Meyer-Franck folgte ihm fast auf den Tag ein Jahr später, am 26. Dezember 1946. Ein äußerlich unbewegtes Leben! Die Nöte des Ersten und des Zweiten Weltkriegs, die Dürftigkeit der Zwischenkriegsjahre mit ihrer wirtschaftlichen Wiederaufbauarbeit, der Inflation und Weltwirtschaftskrise, den Ängsten angesichts der braunen Bedrohung beherrschten dieses Leben. Keine längeren Reisen, keine größeren Anschaffungen, kein Ruhm, keine Lebens-Experimente. Das war der höchst eingeschränkte Rahmen dieses Lebens. Doch in ihrem Leben glühte eine intensive Flamme. Als im Jahre 1914 die deutsche Übersetzung von Tagores mystischen Prosa-Gedichten erschien, muß deren Lektüre wie ein geistiges Erdbeben auf Helene Meyer-Franck gewirkt haben. Ihre Fähigkeit zu vollständiger Hingabe an ein Ideal oder an einen idealisierten Menschen ließ sie daraufhin Ungewöhnliches vollbringen.

Sie übersetzte nicht nur – innerhalb von wenigen Jahren – die bedeutenden Prosawerke Tagores vom Englischen ins Deutsche, was im Jahr 1921 zu einer achtbändigen Werkausgabe führte (Tagore 1921). Als Mitte der zwanziger Jahre die Begeisterung für Tagore nachließ, lernte sie sogar Bengalisch und übersetzte Dutzende von seinen Gedichten und mehrere Erzählungen aus dem Bengalischen ins Deutsche. An Tagore schrieb sie kategorisch: „Noch einmal [möchte ich Ihnen] sagen, von allem, was auf der Welt geschieht, bleiben Ihr Werk und Ihr Bestreben im Mittelpunkt unserer Interessen.“ (Kämpchen/Pal 1999, S. 100, Brief 47 vom 13.4.1924). Man stelle sich vor: in der politisch und materiell unsicheren Zwischenkriegszeit lernt eine Frau in Buxtehude Bengalisch mit primitiven Hilfsmitteln – mehr oder weniger autodidaktisch! Und das nahm sie auf sich, einzig um die poetisch anspruchsvollen Gedichte ihres „lieben Meisters“ zu übersetzen. Wann immer sich die Gelegenheit bot, erhielt sie die Hilfe von zwei bengalischen Bekannten aus Hamburg. Doch mehr unmittelbaren Kontakt mit Bengalen konnte sie zeitlebens nicht bekommen. Sie veröffentlichte zwei schmale Anthologien mit Direktübersetzungen: einen Band mit drei Erzählungen und den erwähnten mit Gedichtübersetzungen (Tagore 1931, Tagore 1946).

Die Korrespondenz zwischen Tagore und Meyer-Franck spannte sich über einen Zeitraum von 29 Jahren - von 1920 bis 1938, also bis drei Jahre vor dem Tod des Dichters im Jahr 1941. Höhepunkte dieser langen und fruchtbaren Beziehung waren die Begegnungen mit Tagore. Dreimal trafen sie sich in den Jahren 1920-21, den reichsten Jahren ihrer Beziehung. Schon im ersten Brief an Meyer-Franck schrieb Tagore:

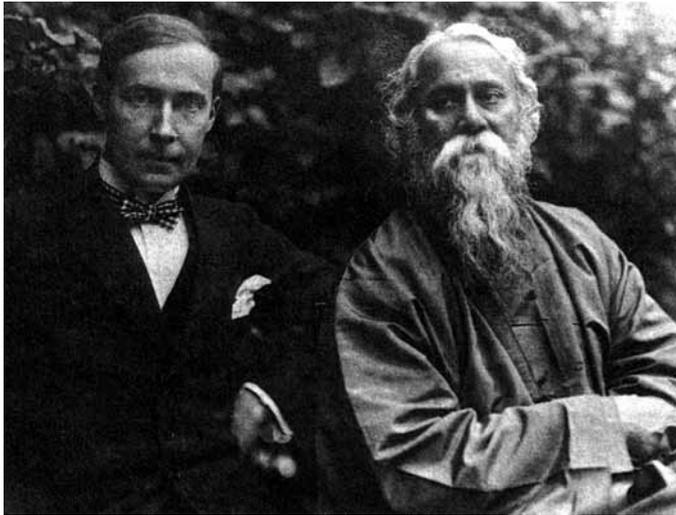
„In wenigen Wochen breche ich nach England auf und hoffe aufrichtig, daß ich die Gelegenheit bekomme, einige jener Freunde in Europa zu treffen, die ich noch nicht kenne. Es ist nicht unmöglich, daß ich während meines Besuches im Westen auch in Ihre Gegend komme und Grüße des guten Willens und der Liebe austausche.“ (Kämpchen/Pal 1999, S. 26, Brief 2 von Tagore, 28.4.1920).

Das war im April 1920. Meyer-Franck und ihr Ehemann warteten und bereiteten sich auf den hohen Besuch vor. Mehrmals wurde er verschoben. Letztendlich konnte er doch nicht stattfinden. Der indische Dichter hatte nicht damit gerechnet, daß es eine Woche dauern würde, bis die deutschen Behörden ein Visum ausstellten. Also lud er das Ehepaar ein, ihn in Holland zu besuchen. In einem Zeitungsaufsatz beschrieb Meyer-Benfey diese erste Begegnung:

„Und dann standen wir vor ihm. Er empfing uns, umgeben von seinen Wirten, Herrn und Frau van Eeden, und von Sohn und Schwiegertochter, die sich nach der Begrüßung schweigend in den Halbkreise reihten. [...] Tagore ist eine große, kräftig gebaute Gestalt, groß selbst für einen Europäer, so daß er überall seine Umgebung überragte. [...] Die ganze Erscheinung von vollkommenem Ebenmaß und von einer Schönheit, die auch die besten Bilder nur unzulänglich wiedergeben, ganz verschieden von der untersetzten Figur und dem runden Kopfform der meisten Inder [...]. Man hätte ihn für einen englischen Gentleman halten können, wenn nicht das Haar, das in langen Locken auf die Schulter fiel und, obwohl zumeist ergraut, noch die ursprüngliche Schwärze erkennen ließ, und die Tracht: ein bis auf die Füße fallender Talar aus weichem, grauem Wollstoff, ihn von seiner Umgebung abgesondert und ihm ein fremdes Gepräge geliehen hätten. Sein Wesen ist von einer unbeschreiblichen Zartheit und Güte. [...] Seine Künstlerseele ist außerordentlich fein besaitet und sensibel, und wiederholt sahen wir, wie sie wirklich litt im Mitschwingen beim Anhören trauriger Nachrichten. Aber schnell gewann die innere Harmonie wieder die Oberhand und löste den Mißklang auf. Harmonie ist der Stempel seines Wesens, und auf Harmonie ist auch sein ganzes Wirken in die Welt gerichtet.“ (Meyer-Benfey 1920)

Helene Meyer-Franck dankte ihrem „lieben Dichter“ überschwänglich für... „diese gesegneten Stunden, die wir an Ihrer Seite sitzen und Ihnen zuhören durften. [...] Ihre Worte sind tief in unsere Herzen gefallen und bleiben dort aufbewahrt wie ein Schatz und werden ein Segen für andere sein“ (Kämpchen/Pal 1999, S. 30ff., Brief 7, 4.10.1920).

Hier ist ein Wort zu Meyer-Benfey, dem Ehemann der Übersetzerin, angebracht, mit dessen wachem Interesse für dieses schmale Buch eines indischen Dichters alles begonnen hatte. Er war ein Literaturwissenschaftler und Linguist mit einem breiten – allzu breiten – Spektrum von Interessen. Er war Mitarbeiter am *Grimm'schen Wörterbuch*, dem be-



Rabindranath Tagore und der deutsche Verleger Kurt Wolff in München 1921.

deutendsten Wörterbuch der deutschen Sprache, gab deutsche Lieder des Mittelhochdeutschen heraus, befasste sich mit Immanuel Kants Philosophie und wandte sich dann den Interpretationen von Dramen zu. Sein bedeutendstes Werk wurde die zweibändige Studie über Heinrich von Kleists Dramen. Die Themen seiner Essays gehen jedoch über die deutsche, auch über die europäische Literatur hinaus. So schrieb er über den klassischen indischen Dichter Kalidasa und über Tagore. Dieses breite – jedoch keineswegs oberflächliche – literarische Interesse würden die meisten als Vorteil und Gnade empfinden, zumal es sich so produktiv entfaltete. Nicht jedoch Heinrich Meyer-Benfey. Er beklagte „die sehr unbequeme Vielseitigkeit meiner Interessen“ (Meyer-Benfey, Meyer-Franck 1946, S.7).

Seine Habilitationsschrift vermochte er nicht zu beenden. Seine großen wissenschaftlichen Projekte zogen sich hin und kamen nicht zum Abschluss. Er brachte es nur, und das mit Mühe, zum Privatdozent an der Universität Hamburg. In seiner kleinen Autobiographie stellt er sich als gequälten, lebensuntüchtigen, ständig in seinen Büchern vergrabenen Menschen dar. Furcht vor finanzieller Unsicherheit verfolgte ihn das ganze Leben. Seine erste Ehe schloss er, als er schon auf die mittleren Lebensjahre zugeing. Seine erste Frau starb und bald darauf heiratete er, im Jahr 1906, Helene Franck. Diese in sich ruhende Frau scheint ihm den emotionalen Halt gegeben zu haben, dessen er so sehr bedurfte.

Die Korrespondenz mit Rabindranath Tagore, von Helene in die Wege geleitet, hat Meyer-Benfey vor allem in der Anfangsphase mitgetragen. Er hatte früher mehrere Semester Sanskrit studiert. Darum fiel es ihm nicht allzu schwer, mit dem Bengalisch-Studium zu beginnen. Er lernte Bengalisch, um Tagore im Original verstehen zu können. Zwar gab er nach einiger Zeit auf, wie er offenbar vieles im Leben aufgegeben hat. Doch seine Begeisterung für die Sache Tagores schwingt weiterhin in seinen Briefen mit. Immer-

hin schrieb Meyer-Benfey das erste ausführliche Buch über Rabindranath Tagore in deutscher Sprache (Meyer-Benfey 1921). Es erschien Ende 1921, als der Dichter im Zenit seines Ruhms in Deutschland stand, und ist, gemessen an dem begrenzten Material, das Meyer-Benfey in englischer Sprache zu Verfügung stand, eine gründliche und ausgewogene Studie. Im selben Jahr wurde er, zusammen mit seiner Ehefrau, Herausgeber der achtbändigen *Gesammelten Werke* Tagores im Kurt Wolff Verlag.

Dann entschloß sich das Hamburger Ehepaar zu einem ungewöhnlichen Schritt. Tagore hatte in Briefen und durch die Presse in Europa die Gründung einer internationalen Universität in seinem indischen Refugium Shantiniketan bekannt gegeben. Er sammelte Geld und bat um Bücherspenden für die zukünftige Bibliothek. Auch an seinen deutschen Verleger Kurt Wolff und an das Ehepaar Meyer-Franck und Meyer-Benfey richtete er diese Bitte. Meyer-Benfey bemühte sich nicht nur monatelang um eine umfassende Bibliothek deutscher klassischer Werke, die er nach Shantiniketan schicken konnte. Das Ehepaar bot sich sogar an, nach Shantiniketan zu reisen, um bei dem Aufbau der Universität *Vishva-Bharati* mitzuhelfen. Meyer-Benfey schrieb zu Beginn eines ausführlichen Briefes:

„[...] die Frage, die mich verfolgt, ist, ob ich [in Shantiniketan] einen Platz und eine Arbeit finden könnte, die auf mich zugeschnitten ist. Es ist eine schwerwiegende Frage für uns, denn wenn die Antwort positiv ist, dann bedeutete das eine Konsequenz von besonderer Tragweite für unser gesamtes Leben. [...] wenn wir wirklich bei Ihrem großen Plan mitwirken könnten, dann würde alles, was wir bisher gelernt und getan haben, wie eine Vorbereitung auf diese Aufgabe erscheinen.“ (Kämpchen/Pal 1999, S. 38, Brief 10 vom 28.2.1921).

Umständlich stellte Meyer-Benfey sich dem Dichter vor. Bezeichnenderweise begann er seine Selbstcharakterisierung mit: „Lassen Sie mich [...] mit meinen Schwächen beginnen...“ (s.o.). Dennoch nahm Tagore das Angebot erfreut an: „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie tief ich von Freude und Dankbarkeit bewegt bin.“ (Kämpchen/Pal 1999, S. 51, Brief 13 vom 20.4.1921). Tagore musste Visen bei der britischen Kolonialregierung beantragen. Deren Antwort ließ lang auf sich warten. Mittlerweile schrieb Meyer-Benfey mehrere lange, gewundene Briefe an Rabindranath und an seinen Sohn Rathindranath Tagore, um sich nach den Lebensverhältnissen in Shantiniketan zu erkundigen, nach den Fächern, die er unterrichten sollte, nach der Qualität der Studenten, nach den Quartieren, die ihnen zugewiesen würden, nach tausend Dingen, was seine Nervosität, ja Angst vor diesem bevorstehenden drastischen Lebenswechsel offenbarte.

Heinrich Meyer-Benfey war nicht mehr jung – 52 Jahre. Niemals zuvor hatte er Indien, oder ein anderes außereuropäisches Land besucht. Zwar hatte Tagore zahlreiche ande-

re Geisteswissenschaftler eingeladen, in Vishva-Bharati zu unterrichten. Und mehrere kamen. Doch keiner kam, um länger als etwa ein Jahr zu bleiben. Einige kehrten noch früher zurück. Meyer-Benfey und Meyer-Franck dagegen trugen sich mit dem Gedanken, die Brücken nach Europa hinter sich abzubrechen, um für den Rest ihres Lebens in Shantiniketan zu bleiben, mitsamt ihrer riesigen Bibliothek, die sie vorausschicken wollten. Wer ein solches Lebensrisiko auf sich nehmen will, ist in der Tat außerordentlich opferbereit. Jedoch dokumentiert es auch die Frustration, die Meyer-Benfey in seiner damaligen Lebenssituation aufgerufen hat. Er suchte eine „schöpferische und selbständige Lehrtätigkeit“. Noch einmal ganz neu anfangen! Unter idealen Lebensbedingungen alles besser machen! – dieser Traum mußte ihn beseelt haben. Die britische Regierung verweigerte dem deutschen Ehepaar die Visa. Sie konnten nicht nach Indien ausreisen. Dabei half es auch nicht, dass Rabindranath die Entscheidung als „eine schreiende Ungerechtigkeit“ (Kämpchen, Paul 1999, S. 88, Brief 40, 7.6.1922) brandmarkte. Später bekannte Meyer-Franck jedoch: „Ich bin überzeugt, daß es ein gnädiges Schicksal war, das uns damals zwang, in der Heimat zu bleiben“ (Meyer-Benfey/ Meyer-Franck 1946, S. 36).

Im Mai 1921 konnte Tagore sein Versprechen an Helene Meyer-Franck einlösen und sie in Hamburg besuchen. Mehrere Telegramme kündigten seine Ankunft an und nannten nacheinander unterschiedliche Ankunftsdaten. Tagore konnte sich nur schwer an vorgefaßte Reisepläne halten. Wie im Vorjahr bereitete das Ehepaar sein Haus für den Gast. Dann kam Tagores knappes Telegramm aus Darmstadt: „Danke für die Einladung. Ziehe Hotel vor. Nicht notwendig, mich am Bahnhof abzuholen. Treffe Sie am Dienstagmorgen“ (Kämpchen/Pal 1999, S. 62, Brief 22, 16.5.1921). Diese schroffe Abweisung hatte Helene Meyer-Franck nicht verdient; sie war auch uncharakteristisch für Tagore. Gudemütigt schrieb die Übersetzerin sogleich einen Brief, wohl den bemerkenswertesten, den sie an den Dichter verfasst hat. Ihre Beziehung zu dem „lieben Meister“ gewinnt hierin eine quasi-mystische Färbung:

„Unser Haus war seit Jahren von Ihrem Licht erhellt worden. Ich hatte es zu einem Altar für Ihr Bild gemacht. Und die Hoffnung, daß Ihre lebendige Gegenwart darin eintreten und es heiligen würde, hat [...] mein Leben überstrahlt. Als Sie mir letzten Sommer versprochen zu kommen und einige Tage zu bleiben, fühlte ich mich wie Maria von Bethany, die Jesus erwartet, und ich war geschäftig wie ihre Schwester Martha, um das Haus für meinen Herrn zu bereiten – bis Sie mir schließlich schrieben, daß sie nicht kommen könnten. Dasselbe hat sich in den letzten Wochen wiederholt.“ (Kämpchen/Pal 1999, S. 61, Brief 22).

Helene Meyer-Franck erzählte, wie sie und ihr Mann mit „jubelndem Herzen“ ihr Haus in Hamburg-Wandsbek für den Gast vorbereitet hatten. Wie die Telegramme sie in ihren Vorbereitungen zwischen Erwartung und Ungewißheit

hin- und hergeworfen hatten. Dann kam das Telegramm mit der Absage. „Ich bin noch immer benommen von diesem Schlag, doch werde ich Sie erst [am Dienstag-]Morgen im Hotel aufsuchen.“ Und sie beendete den Brief mit einem hintergründig-verschlüsselten Satz:

„Wenn ich Sie sehe, werde ich wissen. Doch vor unserem Treffen möchte ich, daß auch Sie wissen, damit Sie nicht enttäuscht sind, wenn Sie den Glanz meines Lächelns, auf das Sie ein Anrecht haben, vermissen.“ (Kämpchen/Pal 1999, S. 62, Brief 22, 16.5.1921).

Tagore wusste! – Nachdem er diesen Brief gelesen hatte, begriff er offenbar sofort seinen Fehler und war demütig genug, ihn auf der Stelle zu korrigieren. Er wartete nicht auf Helene Meyer-Francks Besuch am nächsten Vormittag, sondern er besuchte selbst das Ehepaar am Nachmittag seines Ankunftsstages und verbrachte die Nacht in ihrem Hause. Danach schrieb Tagore einen Satz an einen Freund, C. F. Andrews: „Sie ist eine reizende Frau, und ihre Hingabe an mich ist ergreifend. Ich sage ergreifend, denn ich fühle mich ihrer nicht würdig.“ (Kämpchen/Pal 1999, S. 9, Brief von Tagore an C. F. Andrews, 16.5.1921). Die dritte Begegnung fand zwei Wochen später in Berlin statt, wohin das Ehepaar auf des Dichters Einladung gereist war. Hier verbrachten sie eine Woche im täglichen Austausch miteinander. Helene Meyer-Franck erzählte:

„Auf Tagores Bitte besuchten wir ihn jeden Morgen. Wir halfen ihm beim Lesen der Post und beantworteten einige Briefe selbst. Außerdem waren wir zugegen, wenn er seine zahlreichen Besucher empfing. Wir waren beeindruckt von Tagores großer Konzentrationsfähigkeit und seiner Selbstbeherrschung“ (Meyer-Benfey, Meyer-Franck 1946, S. 33).

Nach einer Bemerkung von Helene Meyer-Franck zu schließen, haben sich das Ehepaar und Tagore 1926 noch einmal in Rostock getroffen. Darüber ist weiter nichts dokumentiert. Während Tagores letztem Deutschland-Besuch im Jahr 1930 begegneten sie sich nicht mehr. Der Höhepunkt ihrer Freundschaft war überschritten. Die Briefe wurden seltener und einsilbig. Meist waren es Geburtstagsbriefe, und der Dichter bedankte sich für sie ebenso knapp und manchmal förmlich. 1925 verlegte Kurt Wolff das letzte Buch von Tagore. Der „Rummel“ um Tagore war verklungen. Doch das Hamburger Ehepaar hielt dem indischen Dichter und seinem Werk die Treue. Meyer-Benfey schrieb unermüdlich über Tagore in Zeitungen und Zeitschriften: Buchkritiken, Geburtstagsaufsätze, Würdigungen des Lebenswerkes, Erlebnisberichte seiner Begegnungen, noch 1941 – im Krieg! – ist ein Aufsatz zu Tagores 80. Geburtstag erschienen. Niemand hat in Deutschland so häufig, so kontinuierlich und so gründlich informiert über Tagore geschrieben wie Heinrich Meyer-Benfey. Als seine Ehefrau keine englischen Bücher zur Übersetzung mehr erhielt, lernte sie, wie erwähnt, Bengalisch und begann,

aus dem Bengalischen zu übersetzen. Über mehrere Jahre hinweg schickte sie Dutzende von Gedichtübersetzungen nach Shantiniketan. Tagore gab sie Anagarika Brahmachari Govinda, einem deutschen buddhistischen Mönch, weiter, der zwischen 1932 und 1936 in Shantiniketan weilte. Später wurde er als der geistliche Schriftsteller Lama Anagarika Govinda weltberühmt. Govinda pries die Übersetzungen: „Das Beste, was man wahrscheinlich über sie sagen kann, ist, daß man ganz und gar die Tatsache vergißt, daß sie übersetzt sind.“ (Kämpchen/Pal 1999, S. 140).

Auch der alte und gebrechliche Dichter war über diese Loyalität bewegt. 1936 schrieb er an Helene Meyer-Franck: „Ich bin tief gerührt von der hohen Anerkennung, die Sie mir schenken, indem Sie Bengalisch gelernt haben, um mich in Original zu lesen.“ (Kämpchen/Pal 1999, S. 115, Brief 64, 30.4.1936). Sie bemühte sich sehr, diese Gedichtübersetzungen zu veröffentlichen. Doch während der Zeit des Nationalsozialismus war Tagore Anathema. Man warf ihm Beziehung zu jüdischen Kreisen vor, denn die Begeisterung unter den „jüdischen“ Lesern und Rezensenten wurde mit Argwohn betrachtet (V.O.: Rabindranath Tagore in Wien, *Deutsch-Österreichische Tageszeitung*, Wien 18.6.1921, vgl. Kämpchen 1991, S. 18), ja man verballhornte seinen Vornamen Rabindranath zu „Rabbi Nathan“, um in ihm einen jüdischen Rabbiner zu vermuten. Erst nach dem Krieg und kurz vor ihrem Tod, wie erwähnt, erfüllte sich Meyer-Francks Hoffnung, die Gedichte zu veröffentlichen.

Im Jahr 1921 wechselten Tagore und Meyer-Franck die meisten Briefe. Damals stand Tagores Stern in Deutschland im Zenit. Der weltberühmte Rabindranath Tagore – während seiner Reisen in Europa und Amerika umschwärmt und umworben, gerade auch von weiblichen Anhängern – ahnte jedoch die einzigartige Kraft, die die Zuneigung dieser Frau beseelte, und wusste sie zu schätzen. An C. F. Andrews, einen britischen Freund in Indien, schrieb er die oben erwähnte Zeile, sie sei eine reizende Frau, und er fühle sich ihrer nicht würdig (Kämpchen/ Pal 1999, S. 9, s.o.). Meyer-Franck wurde zur Anwältin Tagores für das deutschsprachige Publikum, beantwortete dessen Fragen, vermittelte zwischen Tagore und dem Publikum, organisierte Lesungen und Reisen für Tagore und reiste auch selbst mit Lesungen aus Tagores Werk in ihrer Übersetzung. Zudem nahm der Plan, nach Shantiniketan überzusiedeln und eine deutsche Bibliothek für die dortige Universität zusammenzutragen viele Briefseiten in Anspruch. Später gab es diese konkreten Anlässe zu korrespondieren nicht mehr, daran wurden die Briefe weniger. Man verlor sich aus den Augen. Die Korrespondenz lebte mehr aus der Erinnerung und formalen Anlässen. Der Briefwechsel zwischen Rabindranath Tagore und dem Ehepaar Helene Meyer-Franck und Heinrich Meyer-Benfey ist der ausführlichste und reichste, den der indische Dichter mit deutschsprachigen Briefpartnern geführt hat. Mehr noch: es gibt im 20. Jahrhundert keinen Inder von Rang, der mit einem

deutschsprachigen Partner über einen so langen Zeitraum und so ergiebig Briefe gewechselt hat, so dass diese Korrespondenz ein bedeutendes Dokument indisch-deutscher Kulturbeziehungen geworden ist.

Bibliographie

- M. Kämpchen: *Rabindranath Tagore and Germany: A Documentation*. Calcutta 1991.
- M. Kämpchen/P. K. Pal (Hg): *My Dear Master*. Rabindranath Tagore and Helene Meyer-Franck/Heinrich Meyer-Benfey. Correspondence 1920-1938. Shantiniketan: Rabindra-Bhavana/Visva-Bharati 1999
- H. Meyer-Benfey: Bei Rabindranath Tagore. In: *Hamburger Nachrichten* 10.10.1920.
- H. Meyer-Benfey: *Rabindranath Tagore*. Berlin: Brandus'sche Verlagsbuchhandlung 1921.
- H. Meyer-Benfey/H.Meyer-Franck: *Heinrich Meyer-Benfey*. Privatdruck. [Buxtehude 1946].
- Rabindranath Tagore: *Gesammelte Werke*. Hg. von H. Meyer-Benfey und H. Meyer-Franck. München: Kurt Wolff Verlag 1921. (Acht Bände).
- R. Tagore: *Aus indischer Seele*. Drei Novellen. Aus dem Bengalischen von H. Meyer-Franck. Nachwort von H. Meyer-Benfey. Leipzig: Reclam-Verlag 1931.
- R. Tagore: *Mit meinen Liedern hab ich dich gesucht*. Gedichte. Aus dem Bengalischen von H. Meyer-Franck. Hamburg: Deutscher Literatur-Verlag Otto Melchert 1946.

Zum Autor

Martin Kämpchen, Dr. phil in Germanistik, ab 1973 in Indien, wo er auch Bengalisch lernt. Zunächst Deutschlehrer in Kolkata, dann in Madras/Shantiniketan Studium der Vergleichenden Religionswissenschaften. Seit 1980 lebt er in Shantiniketan, als Übersetzer, Herausgeber, Schriftsteller und Kulturjournalist tätig mit den Schwerpunkten moderne indische Literatur, indische Religionen, interkultureller Dialog. Er ist u.a. Herausgeber und Mitübersetzer des kürzlich erschienenen Sammelbandes von Rabindranath Tagore, *Das goldene Boot*, Düsseldorf 2005, sowie Herausgeber von *Indische Literatur der Gegenwart*. München 2006 (edition text+kritik).